

No. 31.

## Der Wüstentrompeter (*Pyrrhula githaginea*).

Eine biographische Skizze.

von

**Dr. Carl Bolle.**

In ihrer braunen Wittentracht  
Tritt die Sahara vor mich hin.

*Freiligrath.*

Die naturgeschichtliche Kenntniss der meisten konstant Europa bewohnenden Vögel lässt wenig zu wünschen mehr übrig; aber unter den mit einer gewissen Regelmässigkeit in einzelnen Gegenden unsres Erdtheils erscheinenden Gästen, die wir uns, wenn auch in zweiter Linie erst, der Ornithologie zuzuzählen gewöhnt haben, giebt es noch manche, deren Lebensverhältnisse in einem Dunkel liegen, welches der Forschergeist der Gegenwart mehr und mehr zu erhellen bemüht sein muss.

So heisst es noch in des verdienstvollen Degland „Ornithologie européenne,“ wie von nicht wenigen andern Vögeln, so auch von *Pyrrhula githaginea*: „Ihre Sitten, ihre Gewohnheiten, Nahrung und Fortpflanzung sind unbekannt.“ — Den Schleier dieser Ungewissheit zu lüften und an deren Stelle in allgemeinen Umrissen ein hinreichend treues Gemälde der Species zu setzen, mag als Zweck dieser Zeilen gelten. Zwar haben vorzügliche Forscher auf dem Gebiet unsrer Wissenschaft, unter ihnen ein Rüppel, ein Heuglin und vor Allen der Levaillant der Nilländer, Alfred Brehm, dem Vogel in seiner östlichen Heimath Aufmerksamkeit geschenkt und indem sie ihn den Sammlungen einverleibten, zugleich das Wissen von ihm durch einige schätzenswerthe Thatsachen bereichert; aber es geschah dies nur vorübergehend; wie im Fluge. Vogelärmere Gegenden waren er-

forderlich, um das Auge eines Beobachters mit mehr Stätigkeit auf dieser anspruchslosen und doch so lieblichen Erscheinung haften zu lassen, über die ich hier, wenn auch nicht Erschöpfendes, so doch Genaueres aufzuzeichnen versuchen will.

Als die Länder Südeuropas, in denen das sporadische Auftreten von *Pyrrhula githaginea* nachgewiesen ist, können bisher nur die Provence, Toskana und der griechische Archipelagus mit Sicherheit genannt werden. Am häufigsten sieht sie einer der mittäglichen Punkte unsres Welttheils, die Insel Malta, ihren Boden betreten. Der Vogel ist dort, wie Schembri\*) berichtet, ein zwar immerhin seltener, doch in einer beschränkten Anzahl von Individuen fast jeden Winter eintreffender Gast, dessen vorübergehender Aufenthalt in die Monate vom December bis März zu fallen pflegt. Prinz Carl Lucian Bonaparte, der ihn nach lebenden aus Malta erhaltenen Exemplaren in seiner *Iconographia Faunae italicae* abbildet,\*\*) sagt uns über sein Vorkommen auf dem Festlande der apenninischen Halbinsel nur, dass Paolo Savi so glücklich gewesen sei, bei Pisa einen derartigen Rosengimpel mit dem Kauz auf Leimruthen zu fangen. In desselben Autors mit Schlegel gemeinschaftlich herausgegebener „Monographie des Loxiens“ finden wir ebenfalls Malta als die einzige Localität Europas bezeichnet, wo dieser Fink „regelmässiger auf dem Zuge einzusprechen seheine.“ Die höchst eigenthümlich sonoren Töne, welche er hören lässt, haben ihm im Malteser Dialecte den Namen „Trumbettier“ (Trompeter) verschafft, der nicht passender hätte gewählt werden können, wie ihn denn bereits Bonaparte für den naturgemässesten von allen erklärt, während Cabanis auf ihn seine für diese Art vorgeschlagene generische Benennung: *Bucanetes* gründet. Wer sich übrigens mit der heut zu Tage beliebten übergrossen Vielfältigung der Gattungen nicht befreunden kann, wird es vielleicht vorziehen, in unsrem Vogel nichts als eine durch stärkeren Schnabel

\*) *Catalogo orn. del gruppo di Malta* 1843.

\*\*) Und noch einmal in der *Monographie des Loxiens*. Eine andre zwar weniger feine, aber recht kenntliche und treue Abbildung findet sich in Roux, *Ornithologie provencale*. T. 74. Eine vierte hat Gould in seinen *Prachtwerke „The birds of Europe“* auf Tafel 208 geliefert, eine viel frühere Temminck. *Pl. enl.* 400 f. 1. und 2. Die erste, mir bis jetzt nicht zugänglich gewordene bildliche Darstellung des Vogels enthält die *Description de l’Egypte* auf T. 5. fig. 8.

und terrestre Lebensweise allerdings aberrante Form von *Pyrrhula* zu erblicken, die ein gemeinsamer Grundtypus des Colorits nicht allzufern von *P. sinaitica*, *erythrina*, *rosea* u. a. m. zu stellen gestattet, oder er wird mit skeptischem Achselzucken zusehen, wie die Gelehrten aus einem von Volk so treffend genannten Gimpel, dessen Lebensweise ihnen vollkommen unbekannt war, nach einander eine *Fringilla*, eine *Pyrrhula*, einen *Carpodacus*, eine *Erythrospiza*, einen *Erythrothorax*, und einen *Serinus* gemacht haben!

Welches ist nun aber das eigentliche Vaterland dieser nur die wärmsten Theile der mediterraneischen Region Europa's flüchtig berührenden Loxie? — Unstreitig werden wir, um es aufzusuchen, unsre Blicke einem noch entlegneren Süden zuwenden müssen. Dem ist in der That so, denn es ist ein Vogel der Sabara und ihrer Säume, ein echter Wüstenfink, mit dem wir es hier zu thun haben.

Weit jenseit der fruchtbaren Küstenzone Nordafrika's, die das Mittelmeer südwärts begrenzend, Fauna und Flora fast durchweg mit dem gesammten Becken dieses ungeheuren Binnenwassers theilt; jenseit des Atlasgebirges, hinter dem Tell der ackerbauenden Araber, erschliesst sich mit dem Horizont der Wüste ein neues geheimnißvolles Reich, in dem uns eine zwar kärgliche aber fremde Welt von Pflanzen und Thieren entgegentritt. Denn nicht Alles ist Tod und Schweigen in dieser gefürchteten Sahara; nicht überall ist sie das schreckenerregende Sandmeer, das unter dem Gifthauche des Samum seine Wogen schlägt. Sie hat ihre Brunnen längs der Caravanenstrassen, ihre palmenbeschatteten Oasen, ihre unter dem Fall der Winterregen von wasserreichen Bächen durchflutheten Wadis und, nicht nur am Rande, auch im tiefen Innern schmückt sie sich hin und wieder mit Buschwaldung von Mimosen und Tamarisken. Selbst dem ödesten Kiesgrund entspiessen zur rechten Jahreszeit eigenthümliche Wüstenpflanzen: Halfagräser und die am Boden rankende oft meilenweite Strecken gesellig übergrünende Coloquinte, von deren bittern Melonenfrüchten sich der Strauss nährt. Wo aber Pflanzenleben mit den anorganischen Massen um die Stätte ringt, da schauen wir auch nach der Thierwelt uns nicht vergebens um. Wie abwechselnd sich nun auch die Bodenbeschaffenheit dieses unermesslichen von Meer zu Meer, vom Euphrat zum Senegal, reichenden Wüstenürtels darstellen möge, dessen Wandlungen der ihm durchstreifende Nomade mit hundert Worten der arabischen und Berbersprache nennt,

immer wird es im grossen Ganzen ein Stempel gewaltiger Oede und Unfruchtbarkeit sein, den die Natur ihm aufdrückte und demgemäss wird auch der Charakter seiner Fauna ein damit harmonirendes Gepräge tragen, das schon in der äussern Erscheinung einer durchweg einförmigen, dem Colorit des oft nackten Erdreichs sich anschmiegenden Färbung hervortritt. Es ist übrigens namentlich die Vogelwelt, und mehr noch als jene der östlich gelegenen libyschen Wüste, die der Sahara im engeren Sinne erst wenig bekannt; denn die muthvollen Reisenden, welche sie auf dem Schiff der Wüste zu durchkreuzen wagten, hatten inmitten unzähliger Gefahren Anderes zu thun und im Sinne, als dem beweglichen Treiben der gefiederten Schaaren nachzuspüren. Daher kommt es, dass wir die Sahara-Ornis fast nur aus an ihrer fränkischer Gesittung zugänglicheren Grenzen angestellten Beobachtungen kennen. So sind Oberegypten und Nubien nebst dem südlichen Algerien bisher allein die Striche gewesen, aus denen wir über ein wahrhaft heimathliches Vorkommen unsres kleinen Wüsten-gimpels sichere Kunde hatten. Was wir von seiner geographischen Verbreitung, sowie sonst noch über ihn wissen, beruht nur auf längs der Peripherie seines weiten Territoriums gewonnenen Erfahrungen. Von seinem mehr centralen Auftreten schweigen die Berichte, reden nur Vermuthungen. Bestimmt aber ist er unter den wüstengeborenen Vögeln, die sonst fast ohne Ausnahme ein fahles, düsteres Kleid tragen, einer der interessantesten; ohne Zweifel der hübscheste und reichgefärbteste von Allen, das wahre Schooskind einer meist stiefmütterlichen Natur und ein Beweis mehr dafür, wie unter allen Klimaten die schöpferische Urkraft der ewigen Nothwendigkeit des Schönen Rechnung getragen hat.

Die Ornithologie kennt unsren Vogel erst seit dem berühmten Feldzuge der Franzosen gegen Egypten. Obwohl am Nil und in Palästina Zeuge sehr alter Civilisationen, und Europa so nahe wohnend, war er doch bis dahin der Systematik fremd geblieben. Kein naturhistorischer Schriftsteller erwähnt seiner vor der wissenschaftlichen Erforschung Egyptens, die mit dem Degen in der Faust beim Klange jenes berühmigten Commandos: „Les ânes et les savans au milieu du quarré!“ geschah. Seine Geschlechter hatten auf den Sphinxen der Pharaonen geruht, in der Cyrenaika griechische Cultur erblühen und fallen sehen; sie waren um die Tempelpforten des Jupiter Ammon und um die Zellen der Einsiedler in der Thebais geschlüpft;

was kümmerte den Menschen der kleine Vogel; was kümmerte er die erst so spät neugierig gewordene, noch so junge Wissenschaft!

Sie erfuhr, etwa als man 1800 zu schreiben begann, dass die Wüsten Afrika's einen Rosengimpel haben.

Wir aber wollen unsern Leser, falls er uns folgen mag, in ein Land führen, wo er, unbeirrt von den Schrecknissen der grossen Wüste und doch in ihrer unmittelbaren Nähe, sich in die Anschauung des uns hier beschäftigenden Vogels mit der Musse versenken kann, welche das Gefühl persönlicher Sicherheit giebt; ein Land, in welchem ein längerer Aufenthalt uns selbst genauer mit ihm bekannt zu werden vergönnte. Die Sahara schliesst nicht mit dem Meere ab: sie hat ihre Vorposten in den Ocean hinausgeschoben. Drei von den capverdischen, zwei von den canarischen Inseln sind kaum etwas Andres als losgerissene Bruchstücke des Sandmeers. Die der letzt genannten Gruppe zugehörigen Eilande Lanzarote und Fuertaventura tragen den Wüstencharakter in sehr hohem Grade und selbst ihre westliche Nachbarin, das viel fruchtbarere Gran-Canaria verläugnet, obwohl im Innern baum- und quellenreich, auf weite Strecken den Einfluss der Saharanähe nicht ganz. Auf diesen meerumschlungenen Thebaiden nun wohnt *Pyrrhula githaginea* in grosser Anzahl und auf ihrem echt libyschen Boden sind die Beobachtungen gemacht worden, deren Resultate wir hier niederlegen.

Der allgemeine Name, den der Wüstentrompeter auf den Canaren trägt, — obwohl er daselbst zu den weniger beachteten, nicht grade Vielen bekannten Vögeln gehört, — ist Pajaro moro (der maurische Vogel) oder *Moro* schlechtweg. In Canaria heisst er hin und wieder Pajaro majorero (Vogel von Fuertaventura); auf Fuertaventura selbst auch Pispo und nach Bertchlot, Gorrion colorado (bunter Sperling.)\*)

Es ist ein lebhaftes und schönes Vögelchen, von Natur ein wenig stärker als der Canarienvogel, dem das etwas dicke Köpfchen mit dem papageienartig gewölbten Scharlachschnabel, da dasselbe von einem keineswegs kurzen und sehr beweglichen Halse getragen wird, nichts von der Eleganz seiner Formen raubt. Der etwas gedrungene

\*) Keiner der vogelweisen Orientalisten theilt uns den arabischen Namen von *P. githaginea* mit; wir möchten, um ihn zu erfahren, es fast wagen, von Herrn Atfred Brehm an Chalit-Effendi zu appelliren.

Körper, der meist eine mehr aufrechte als horizontale Stellung einnimmt, ruht auf mit verhältnissmässig hohen Tarsen versehenen blassrothen Beinen, die nebst Füssen und Nägeln von bemerkenswerther Zartheit für einen Vogel sind, der sich fast beständig auf dem harten Erdboden bewegt. Die weit geöffneten, dunkelbraunen Augen heben sich vermittelst eines Kranzes weisslicher Federchen vortheilhaft von dem Grundton des Gefeders ab, welches nur in der ersten Jugend vom Falb der Wüstenbewohner — im vollendetem Kleide des Männchens aus einer überaus reizenden Mischung von Atlasgrau und Rosenroth oder vielmehr einer dem Blutroth sich nähernden Nuance des letzteren besteht. Wenn diese zwei Farben schon beim Mauerläufer der Alpen scharf gesondert, eine blumenhaft schöne Wirkung hervorbringen, so erscheinen sie hier, durch die sanftesten Schattirungen in einander überfliessend, von nicht weniger reichem, nur milderem Effect. Das Roth gewinnt mit vorschreitendem Alter des Vogels alljährlich an Ausdehnung und Intensität; es tritt im Frühling, wo das Gefieder den höchsten Grad der Ausfärbung erreicht, am vollendetsten auf, so dass es dann den purpurnen Schmelz der die Saat schmückenden Radeblume (*Agrostemma Githago*), die dem Vogel den Namen lieh, an Schönheit weit hinter sich zurücklässt. Der Schnabel besitzt zur Fortpflanzungszeit im höchsten Maasse jenes wundervolle Corallenroth, das, den Moro von fernher sichtbar machend, ihm zugleich unter allen Fringillen der canarischen Inseln das exotischste Ansehn giebt. Gegen den Herbst hin verblasst er zusehends; ebenso am lange kränkelnden Vogel; beim Weibchen ist er nur gesättigt Gelbroth. Die Männchen tragen häufig ein in der Farbe von einander recht abweichendes Federkleid, je nachdem das Roth darin zu grösserer oder geringerer Entfaltung gelangt ist. Mannigfache Farbenabstufungen liegen zwischen den Extremen mitteninne. Ich habe Individuen gesehn, die wie in Blut getaucht aussahen und dergleichen Geschossene aus der Jagdtasche gezogen, bei deren Anblick ich äussern hörte, das könne wohl nicht die natürliche Farbe des Vogels sein; er müsse im Blut gelegen haben.\*)

---

\*) Nach dem, was Herr Dr. Buvry mir mittheilt, sind die Githagineas Algeriens von hervorstechenderem Roth als die egyptischen. Man könnte daher vielleicht eine intensiv gefärbtere westliche Localraçe annehmen und zu dieser würde natürlich der Vogel der Canaren mitgerechnet werden müssen.

Merkwürdig ist, dass das rothe Pigment nicht auf das Gefieder allein beschränkt bleibt, sondern sich auch über die Epidermis des Körpers in einer Weise verbreitet, die einen gerupften Wüstenrompeter als eine wahre kleine „Rothhaut“ erscheinen lässt. Je purpurfarbner das Individuum, desto stärker tritt diese an den unbefiederten Stellen der Brust am sichtbarsten vorhandene Eigenthümlichkeit hervor.

Beide Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Grösse, ihre Länge beträgt 5" — 5" 2'" rheinländisch, ihre Breite mit ausgespannten Flügeln  $8\frac{3}{4}$ "; ihre Länge von der Schnabelspitze bis an die die halbe Schwanzlänge erreichenden Flügelspitzen:  $4\frac{3}{4}$ ". Der Schwanz selbst misst nicht volle  $1\frac{5}{8}$ ", mithin ist er eher kurz als lang zu nennen. Er ist leicht gabelspaltig ausgerandet. Der sehr dicke, am Oberkiefer vorzüglich starkgewölbte, seitlich zusammengedrückte Schnabel mit, die untere Kinnlade etwas überragender Spitze, hat längs der oberen Firste gemessen über  $\frac{1}{3}$ " Länge. Er ist an seinem Grunde fast so hoch als lang. Die Nasenlöcher sind mit kleinen Federn und, wie die Basis des Unterkiefers, mit ziemlich dicht stehenden 3—4" langen Borstenhärchen überdeckt. Die Zunge, von halber Schnabellänge, ist dick und fleischig, nebst der innern Mundhöhle fleischfarben. Die Tarsen sind nicht ganz 1" hoch. Die Mittelzehe ist doppelt so lang als jede der beiden seitlichen; die Hinterzehe ungefähr eben so lang als die mittlere; sie führt den stärksten und gekrümmtesten der übrigens hornfarbenen Nägel. Die Iris ist dunkelbraun.

Ziemlich in die Augen fallend sind dagegen die Farbenunterschiede der Geschlechter und Altersstufen. Beim alten Männchen sind im Hochzeitskleide Scheitel und Nacken rein aschgrau mit seidenartigem Glanze, Schultern und Rücken mehr oder weniger bräunlich-ashgrau mit röthlichem, durch so gefärbte Federränder gebildetem Anfluge; die grösseren Flügeldecken blassbräunlich, breit rosenroth gerandet; Schwingen (17—18 Federn in jedem Flügel, bei der Species überhaupt die 3 äussersten gleich lang, die vierte schon kürzer) und die 12 Steuerfedern dunkel braungrau, an der äusseren Fahne karmiroth, an der innern weisslich gesäumt; an der Spitze etwas breitere, verwaschen weissliche Ränder tragend. Dieser dunklere Mantel lässt, indem er sich vorn zu öffnen scheint, ein Unterkleid frei, das aus einem mattglänzenden, schwer zu beschreibenden Gemisch von Atlasgrau und Rosa besteht und namentlich an der Stirne,

den Zügeln, der Kehle und oberen Augengegend, bis gegen die Backen hin — am intensivsten um den Schnabel herum — sowie am Bürzel, in reines rosiges Karmin übergeht. Mehr oder weniger stark hervortretende, breitere oder schmalere rothe Ränder jeder einzelnen Feder bedingen dies Farbenamalgam. Bauch und untere Steissfedern sind blass rosenröthlich.

Ganz alte, besonders schön ausgefärbte Männchen zeigen auch rothgesäumte Achselfedern und einen viel stärker röthlich angehauchten Rücken. Die Unterseite ist bei solchen fast ganz dunkelrosa; überhaupt der Purpur aller Theile von gesättigterer Karminfarbe, als bei Jüngeren, mitunter fast blutroth.

Im Herbst ist das Männchen weniger schön. Es gleicht dann mehr dem Weibchen, d. h. das Roth des gesammten Gefieders ist weniger hervorstechend und das Aschgrau des Oberleibes in ein etwas stumpfes Graubraun verwandelt, weshalb, mehr aber noch beim Ablagen des Jugendkleides, die Vögel während der Mauser, oben stark marmorirt aussehen. Ein röthlicher Anflug des Rückens ist übrigens selbst in diesem Stadium wahrnehmbar; auch der Bürzel meist rein roth. Bei seiner ersten Mauser schon nimmt das junge Männchen Blassrosa an, während es oben dunkelgraubraun wird. Was es an Roth besitzt, hat aber dann noch schmale gelbliche Federränder und erscheint dadurch getrübt. Zuerst zeigt das Rosenroth sich an der Unterbrust, an der Kehle und in der Umgebung des Schnabels, mehr unten als oben; in einem ganz schmalen Streifen jedoch auch an der Stirn; dann an den unteren Steissfedern, die schmutzig rosenröthlich werden, und an den Säumen der grossen Flügeldecken; unreiner und mehr graulich am Bürzel.

Das Weibchen ist am ganzen Oberleibe bräunlichgrau. Diese Färbung verliert sich allmählig in die hellere der Unterseite, die von der Kehle bis zu dem weisslichen Bauche exclusive, röthlich überflogen ist und überhaupt einen rothgrauen Farbenton zeigt. Am meisten spielt dieser noch an der Kehle, unmittelbar unter dem Schnabel ins reine Rosa. Der Bürzel ist von ziemlich gesättigter, doch unrein rosenrother Farbe, die nach hinten zu durch die breiter werdenden Säume an Intensität zunimmt. Die Schulterfedern sind schmutzig rosenroth gekantet; die innern Flügelgedern weisslich. Die grösseren Flügeldecken, Schwung- und Schwanzfedern gleichen denen des Männchens, nur sind sie nach aussen schmaler und viel

weniger rein karminroth gerändert. Wie beim Männchen sind die Kanten der mittleren Steissfedern am breitesten; je mehr nach aussen, desto schmaler und grauer werden sie. An den beiden äussersten des Weibehens erscheinen sie ganz blassgrau. Die unteren Schwanzdecken sind zunächst dem After blassrothgrau, weiter hinten, wo sie an Grösse zunehmen, weissgrau mit undeutlich bräunlichen Schaftstrichen. Die Füsse des Weibehens sind von blasserem Roth als die des Männchens. Bei beiden Geschlechtern sind die Flügel stets ohne jede Binde; auch ist zu keiner Zeit irgend welche Strichelung oder Flammung des Gefieders vorhanden. Das Jugendkleid ist von dem der Erwachsenen durchaus abweichend. Der Vogel trägt, wenn er das Nest verlässt, jene hellelm- oder schmutzig isabellgelbe Livree, die Degland mit Unrecht auch dem weiblichen Geschlecht zuschreibt. Diese Färbung geht unten, von der Kehle an ins Weissliche über, ohne jedoch auch hier eine Strichelung darzubieten. Von Roth ist keine Spur da, auch nicht auf dem gleichfalls isabellgelben Bürzel. Gelblich sind auch die Backen und unteren Schwanzdecken. Der Bauch ist schmutzigweiss. Grössere und kleinere Flügeldecken, Schwingen und Schwanz haben eine schwärzlichbraune Farbe mit zweiseitiger graugelber Säumung. Schnabel und Füsse sind fleischfarben. —

Wer die Wohnsitze der *Pyrrhula githaginea* kennen lernen will, darf nicht erwarten, von mir, wie damals, als ich den wilden Canarienvogel schilderte, in die Gärten der Hesperiden, durch blumenreiche Thalschluchten oder an den Saum der Lorbeerwälder geführt zu werden. Die „glücklichen“ Inseln sind keineswegs allerorten das mit ewigem Grün geschmückte Paradies, wie die Phantasie des Nordländers sie sich ausmalt. Gar Mancher, der auf der Fahrt nach fremden Weltheilen begriffen, diese Landmarken der Schifffahrt zur heissen Sommerszeit aus dem Meere auftauchen sah, ist zurückgebebt vor der schauerlichen Nacktheit ihrer verglasten Klippen, vor dem Anblicke dieses öden Landes, das aschgrau und ziegelroth, von Lava- und Tuffströmen bald schwarz bald weiss gestreift, in allen Farben, Grün, wie es scheint, allein ausgenommen, vor ihm daliegt und hat, mit den Eilanden — einen schönen Traum mehr hinter sich gelassen. Die beiden östlichen Inseln zumal bieten in ihrer ganzen Ausdehnung eine Reihe von Wüstenlandschaften dar, wie sie Arabien und Afrika nicht krasser aufzuweisen haben. Ihre kahlen Wildnisse mahnen lebhaft an die Nachbarschaft der Sahara. Lanzarote starrt

von vulcanischer Asche und den noch heissen Laven seiner feuer-speienden Berge; die Mittagsseite Gran Canarias hat gelbe, weithin pflanzenlose Kalk- oder Toscaflächen, wehenden und glutherbizten Dünensand; mehr als Alles aber ist Fuertaventura ein seltsam ödes Land. Da giebt es, zumal im unbebauteren Süden der Insel, nichts als einen verbrannten Boden mit Basaltfragmenten übersät; geröllbedeckte Hügel, auf denen in verzweifelnder Monotonie meilenweit nichts wächst als die strauchige Euphorbie, nichts wuchert als der runde Dornbusch der Agulaya, an den Küsten Schlackenfels mit weissem Flugsand abwechselnd, in den Niederungen Tamariskengebüsch; dahinter in der braunen Ferne irgend ein Aschenkegel oder die Stämme hoher Dattelpalmen mastengleich und gesellig um eine feuchtere Stelle herum aufstrebend. Das sind die Züge unter denen dort die Natur sich dem Wanderer zeigt; melancholische Bilder nur entrollt sie vor seinen Blicken, wenn er zu Kameel, wie landesüblich seines Weges zieht. Aber es haben auch diese ihren Reiz. Glänzt ja doch fast überall hinter dem dürren Lande das endlose Meer mit seiner die Seele erquickenden Frische und wo gäbe es noch einen Himmel von so wunderbarer Bläue, wo Nachts einen sternenreicheren, als er sich über die Einsamkeit dieser von der Welt abgeschiedenen Insel spannt! Und dann, dass man kein Misstrauen auf ihr kennt, vor keiner Gefahr zu zittern braucht, weil die Menschen dort so einfach und gut geblieben von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag. Man bedarf nicht der Haine und Quellen, um froh gestimmt zu werden, wo so viel Herzlichkeit herrscht, wo jede Hütte dem Fremdling offen steht und der Wanderer dem Wanderer in den tiefsten Einöden beegnend, allezeit freundlichen Gruss bietet, ein Anerbieten von Beistand, wo's etwa Noth thäte und, wenn die Pfade sich schnell kreuzen, zwischen Unbekannten, ein: „Woher und wohin, Landsmann?“ und ein frommes: „Vaya Ud con Dios y con la Virgen!“\*) zum Abschiede. Wie so ganz anders stehen doch die Dinge sechszehn oder zwanzig Meilen weiter ostwärts, wo hinter dem breiten Meeresarme die Tierra del Moro, das ungläubige Räuberland liegt.

Von dort mag in der Urzeit der kleine Wüstentrompeter herüber gekommen sein; wer kann wissen, wie viele Jahrtausende vor

---

\*) „Gehet mit Gott und der heiligen Jungfrau!“

den friedlichen Hirtenstämmen von Berberblut, die — man weiss nicht wie früh — das Inselland zuerst bevölkerten. Ihre Ahnen mochten ihn an den Katarakten des Nil, ihre Väter ihn am Fuss des Atlas gekannt haben. Jetzt, wo, was von ihnen übrig geblieben, seit länger als vierhundert Jahren spanisch reden und zu den Heiligen beten gelernt hat, könnte vielleicht, wenn seine Stimme verstanden würde, das rothgraue Vögelchen der Steinwüste sie an ihre vergessne Abkunft erinnern.

Wir treffen den Wüstentrompeter als zum Theil häufigen Brutvogel auf Lanzarote, Fuertaventura und Gran Canaria an. Er lebt auf letzterer Insel kaum minder häufig als auf den beiden anderen, welche die Verfasser der Ornithologie canarienne für sein alleiniges Heimathland innerhalb des Archipels hielten. Ich fand ihn über die ganze östliche Hälfte Canarias verbreitet und habe Grund anzunehmen, er möge auch in den mehr nach Abend zu gelegenen Theilen desselben nicht fehlen, mithin erst der Canal, über den der Teyde seinen Schatten wirft, die äusserste Grenze seines Vorkommens bilden. Die Oertlichkeiten, an denen er mir aufsties, umfassen, von dem Städtchen Arucas im Norden beginnend, die bei weitem grössere Hälfte der Insel. Ich traf die Ersten im April 1856 auf einer Excursion nach der Caldera von Bandama an der Heerstrasse, die von Ciudad de las Palmas in die Vegas des Innern führt und begrüsst sie freudig, wie alte Bekannte, denen man unerwartet begegnet. Nah bei der Hauptstadt brütet er weniger zahlreich; er zeigt sich daselbst und in der Umgebung ihres Hafenplatzes, Puerto de la Luz, erst mit beginnender Strichzeit in Menge. Die Gegenden, in denen ich den Vogel sonst noch auf Canaria beobachtete, sind die Districte von Jinamar, Carrizal und Juan-grande. Nirgend war er indess häufiger und sein Wohnort anziehender, als bei Arguineguin, wo er in Flügen die Trümmerhaufen und Grabhügel einer zur Zeit der Eroberung durch die Spanier zerstörten Stadt der Ureinwohner belebte, die noch heut ein Vorgebirge bedecken, das — an grottenreiche Felsen gelehnt, Fichtenhochwald im Hintergrund — ein unvergleichliches Panorama beherrschend, über die See zum Pik von Teneriffa hinüberschaut.

Die westlicher gelegenen Inseln der Gruppe hat der Pajaro moro gemieden; wohl weil der dieselben ursprünglich bedeckende dichte Waldwuchs ihn zurückschreckte. Er ist auf Teneriffa, Go-

mera, Palma und Ferro bisher nicht einmal als Gast beobachtet worden; obwohl er gelegentlich sich wohl einmal auch dorthin verfliegen mag.

Das Terrain, wenn *Pyrrhula githaginea* es lieben soll, muss vor Allem baumlos sein und von der Sonne der heissen Küstenregion beschienen werden. Der schüchterne Vogel will sein Auge frei über die Ebene oder das Hügelgelände schweifen lassen. Was er vorzieht, sind die dürrsten und steinigsten Orte, wo der in der Mittags-hitze aufsteigende Luftstrom über verbranntem Gestein zittert, so dass von seinem Flimmern und vom Reflex des Lichtes auf dem vegetationsleeren Boden der Wanderer fast erblindet. Nur wenig Gras, im Sommer verdorrt und gelb gebleicht, darf zwischen den Steinen hervorragen; nur hin und wieder niedres Gestrüpp der Balsamerzeugenden Tabayba (*Euphorbia balsamifera*) oder des stacheligen Prenanthes, den nur das Dromedar frisst, zerstreut der Erde entsprossen, damit dem Wüstentrompeter wohl sei an einer Stelle. Da lebt er denn, mehr Geröll- als Felsenvogel — eine Loxie mit den Sitten eines Steinschmätzers! — stets gesellig, wenn die Sorgen der Fortpflanzung ihn nicht isoliren, familienweis oder in kleinen Truppen. Von Stein zu Stein tanzt das muntere Vögelchen oder es gleitet in meist niedrigem Fluge dahin. Selten vermag der Blick es weit in die Landschaft hinaus zu verfolgen; denn das röthlich graue Gefieder der Alten verschmilzt so unmerkbar mit der gleichartigen Färbung der Steine und mehr noch der blattlosen Euphorbienstämme und Zweige, wie das Isabell der Jungen mit dem fahlen Gelb von Sand, Tuffstein oder Kalk. Dazu kommt noch jenes Flimmern der unteren Luftschichten in der an Spiegelungen und Sinnestäuschungen so reichen Wüste, die uns erst recht erkennen lehrt, wie unentbehrlich das wohlthuende Grün einer zusammenhängenden Pflanzendecke doch dem menschlichen Auge ist. Gar bald würden wir seine Spur verlieren, wenn nicht die Stimme, das wunderbar sprechende Organ, welches eine der grössten Merkwürdigkeiten des Vogels ist, unser Wegweiser, ihn aufzusuchen, würde. Horch! Ein Ton wie der einer kleinen Trompete zittert durch die Luft: gedehnt, vibrirend, und wenn unser Ohr ein feines ist und wir gut gehört haben, werden wir diesem seltsamen Klange vorhergehend oder unmittelbar nach ihm, ein Paar leise, silberhelle Noten vernommen haben, die wie die kaum hörbaren Accorde einer von unsichtbaren Händen geführten Harmo-

nika, glockenrein durch die stille Wüste hinklangen. Oder es sind sonderbar tiefe, dem Gequak des canarischen Laubfrosches nicht unähnliche, nur weniger rauhe Sylben, die, hastig wiederholt, hinter einander ausgestossen werden und die das Thierchen selbst mit fast gleichen, aber schwächeren Lauten, bauchrednerisch, als kämen sie aus weiter Ferne, beantwortet. Nichts ist wohl misslicher, als Vogel-töne durch Buchstaben unsrer Alphabete wiedergeben zu wollen. Beim Moro dürfte dies vorzugsweise schwierig sein. Es sind eben Stimmen aus einer besonderen für sich bestehenden Sphäre, die man vernommen haben muss, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Niemand wird einen wirklichen Gesang von einem Vogel so beschaffner Gegenden erwarten. Die erwähnten, abenteuerlichen Klänge, denen er oft noch eine Reihenfolge krähender und schnurrender anhängt, vertreten bei ihm die Stelle eines solchen. Sie passen in ihrer Seltsamkeit so vollkommen zu der gleichfalls ungewöhnlichen Umgebung, dass man ihnen stets freudig lauscht und auf sie horcht, sobald sie schweigen. Diese Trompetenstösse en miniature sind wie eine der melancholischen Stimmen der Wüste selbst oder als ob die Djinns der Einöde redeten, „Vox clamantis in deserto“.

Da, wo das Erdreich, wie z. B. auf dem Isthmus el Hable zwischen Fuertaventura und dessen südlicher Verlängerung, der Halbinsel Handia, aus nichts als Flugsand besteht, verschwindet der Moro. Er ist nicht dazu gemacht, wie ein Brachhuhn oder ein Cursorius isabellinus über den Sand zu laufen. Auch steiles felsiges Gebirg scheint er nicht grade aufzusuchen; wenigstens habe ich ihn in letzterem nur einmal, über der Ansiedelung Cofeito angetroffen, bald nachdem ich im April des Jahres 1852 ihm auf Handia zum erstenmale in meinem Leben begegnet war. Desto mehr liebt er das Malpais, jene öden, schwarzen Lavaströme, voll gletscherartig klaffender Risse und Schlünde, auf denen kaum ein Halmhalm grünt, die ihm aber durch die sicheren Schlupfwinkel, welche sie in ihren Höhlungen darbieten, anzulocken scheinen. Nie sieht man den Wüstentrompeter sich auf einem Baum oder Strauch niederlassen, wie es der Steinsperling, der überall mehr nach oben strebt, so gerne thut. In bewohnteren Districten sind diese Vögel ziemlich selten; da aber, wo, wie in Handia und fast im ganzen Süden Fuertaventuras, das Schweigen und die Einsamkeit der Wüste sie umgiebt, noch recht zutraulich: am meisten die Jungen, die man oft unver-

muthet auf einem Stein neben sich sitzen und einem mit den munteren schwarzen Aeuglein ins Gesicht schauen sieht.

Die Nahrung des Vogels besteht in der Freiheit ganz oder fast allein aus Pflanzenstoffen, namentlich aus den Sämereien von Gräsern, die man im Magen der Erlegten als mehligartigen Brei vorfindet. Auch nach ölhaltigen Körnchen, wie sie Compositen und Cruciferen erzeugen, ist er begierig. Er schält alle diese, nach Fringillenart, aufs sorgfältigste, indem er sie zwischen den Kiefern seines kräftigen Schnabels hin und her bewegt; mag auch wohl, da er sie sich in der Gefangenschaft so gut schmecken lässt, draussen zarte, junge Blätter verzehren. Obgleich die Moros als Bewohner sehr trockner Gegenden, lange dursten können, so ist es ihnen doch nicht möglich, das Wasser auf die Dauer zu entbehren. Wie spärlich, trüb und lau auch die Quelle rinnt oder der Teich stagnirt, sie müssen durch einen, wenn auch meilenweiten Flug, täglich einmal wenigstens erreichbar sein. Daher sind diese Finken in der Sahara, wie vorauszusetzen war und wie es die im Dattellande Algeriens, namentlich bei Biskra, von Herrn Dr. Buvry gesammelten Erfahrungen bestätigen, auf die Nachbarschaft der Oasen angewiesen. Ihr Erscheinen ist für vom Durst gequälte Caravanen immer ein günstiges Augurium. Ich selbst sah sie auf den Canaren meist Morgens und Nachmittags, stets zu mehren, zur Tränke fliegen. Sie trinken viel auf einmal, in langen Zügen, zwischen welchen sie den Kopf erheben, baden sich auch wohl nachher im seichten Wasser, wenn es vom Schlamm nicht allzusehr verunreinigt ist. Nie habe ich sie im Sande, wie Sperlinge thun, sich wälzen und stauben sehen.

Die Brutzeit beginnt im März. Der Gewohnheit der meisten Wüstenvögel tren, wird das Nest so versteckt angebracht und mit so ungemeiner Vorsicht verhehlt, dass man es nur selten auffindet. Mir ist es nie gelungen eines zu entdecken, wie vielfach ich mich auch danach umgeschaut habe. Ebenso vergeblich suchte Brehm in Egypten nach demselben. Im Märzmonat sah er diese *Pyrrhulas* Baustoff eintragen, „doch schreibt er, wollte es mir nicht gelingen, mehr zu entdecken; die Felsmassen zu beiden Ufern des Nils bieten auch dem niedlichen Vogel meist einen viel zu ausgedehnten und zu überaus günstigen Nistplatz dar, als dass ein Sammler Nachsuchungen zu diesem Zwecke mit Erfolg betreiben könnte.“ Ich weiss jedoch von Augenzeugen namentlich von den Ziegenhirten Fuertaven-

turas, dass die Moros, wo Malpays vorhanden, am liebsten in dessen Schründen nisten, sonst aber ihr Nest auf der Erde unter grosse überhängende Steine bauen. An solch einer Stelle hatte es der Mayordomo von Arguineguin, wie er mir erzählte, als Knabe bei Jinamar auf Canaria gefunden. Auch steht es bisweilen in den Zwischenräumen der Feldsteine, aus denen die die Sequeros oder trocknen Acker umgebenden Mauern roh aufgethürmt sind und in Felsspalten mit weitem Eingange. Es hat einen ziemlich tiefen Napf und ist kunstlos aus dem groben Stroh der Wüstengräser geflochten: innen mit grösseren Federn, meist des Gangahuhns und der Hubara, auch wohl mit einem Paar Flocken Kameelwolle oder Ziegenhaar leicht gepolstert. Die Zahl der Eier, die es enthält, beträgt 3 — 5. Wie viele Bruten jährlich gemacht werden, bin ich nicht im Stande mit Gewissheit anzugeben. Weniger als zwei möchten es indess nicht leicht sein, da ich noch im Juli die Alten paarweis beisammen traf; auch der Vogel an für ihn geeigneten Orten individuenreich genug ist. Die flügge gewordenen Jungen streifen in Trupps umher, denen sich nach Erfüllung ihrer ehelichen Obliegenheiten auch die Eltern, deren Mauser in der zweiten Hälfte des Juli anfängt, zugesellen und sie so zahlreicher machen. Im Herbst und Winter werden diese Schaaren durch viele aus Afrika herüberkommende verstärkt, denen es ein Leichtes ist, den Meeresarm zwischen den Inseln und der Küste zu überfliegen. Man hat schon ermüdete Moros am Bord der Fahrzeuge, mit denen die Isleñosischer auf jener von grösseren Schiffen gemiedenen See kreuzen, sich niederlassen sehen. Diese Reisen erklären, indem sie uns den Wüstentrompeter als Strichvogel kennen lehren, das Phänomen seines alljährlichen Erscheinens auf Malta, dem ja, wie den canarischen Inseln die westliche Sahara, nur in etwas weiteren Abstände, die grade dort das Mittelmeer erreichende Wüste der Syrten Front macht. Ein eigentliches Ziehen sind diese Streifereien nicht, mehr ein Herumschweifen, wie so viele Fringillen, im Gegensatz zu den nach einer bestimmten Richtung, meist südwärts wandernden Sylvien, etc. es treiben.

Der Wüstentrompeter ist in seinem insularen Vaterlande, so weit meine Wahrnehmungen reichen, wenig Nachstellungen ausgesetzt: er kann im „Reich der Steine“ nach Herzenslust ein sorgenfreies Leben führen. Keine Schlange bedroht ihn oder seine Kinder, es gibt ja deren überhaupt keine auf den Canaren; auch ausser ver-

wilderten Katzen, die buschreiche Stellen aufsuchen und einzelnen davongelaufenen Frettchen, kein vierfüssiges Raubthier. Des Moro Nachbar, der Thurmalk scheint in gutem Einverständniss mit ihm zu leben, so dreist wagt sich das Vögelchen in seine Nähe. Auch die Schleiereule, wenn sie zur Nachtzeit geräuschlos, wie ein weissleuchtendes Phantom, über das Blachfeld streicht, findet ihn wohl kaum unter den flachen Steinen und in den Klüften, die seinen Schlummer schützen. Nur vor der Gabelweihe (*Milvus regalis*) mag er sich zu hüten haben. Der grosse Verfolger der Thierwelt aber, der Mensch, achtet in jenen Gegenden auf kleine Vögel nur wenig; auf diesen insbesondere fast nie. Das muss ein Fremder, ein „Naturalista“ sein, der ihn eines Schuss Pulvers werth hält, ihm in brennender Sonnenhitze mit der Flinte nachschleicht. Dem Moro, der dann fällt, wars bestimmt, aus Liebe getödet zu werden, aus Hass oder Interesse wird er es gewiss nicht. Ich habe Wüsentrompeter genug geschossen: erst auf Handia; dann später als ich das Schloss von la Oliva bewohnte, in grosser Anzahl. Einmal — unweit los Lajares, an der Tränke erinnere ich mich, eine ganze Jagdtasche voll dieser allerliebsten Vögel erlegt und mit nach Haus gebracht zu haben. Immer neue und neue waren erschienen, nachdem das Blei die Reihen ihrer Vorgänger niedergestreckt hatte. Es war um die Nachmittagszeit und die Gegend ringsum sehr wasserarm.

Lange hat es gedauert, ehe es mir gelang, lebende Wüsentrompeter zu erhalten. In Fuertaventura blieben alle meine Bemühungen fruchtlos. Erst in Canaria vier Jahre später war ich glücklich genug, diesen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Es würde die Geduld des Lesers ermüden, wollte ich erzählen, auf wie abenteuerliche und mysteriöse Weise ich, nachdem die halbe Stadt Las Palmas von diesem meinem Verlangen geredet, zuletzt doch zum Ziele gelangte und die ersten dieser Vögel aus den Händen eines in der Vorstadt S. Juan wohnenden Mannes erhielt, der Ramon Lopez hiess und, — man schaudere — Niemand anders als der „Verdugo“, zu Deutsch: der Henker, von Canaria war.

Nun erfuhr ich auch, wie man, was ich bisher mit Unrecht für äusserst schwer gehalten, — Moros fängt. Man bedarf dazu eines Garnes und eines Reclamo oder Lockvogels derselben Art. Diesen fesselt man in irgend einem wüsten Thalgrunde oder am Rande eines Stoppelfeldes, möglichst fern von Baum und Busch,

wo man weiss, dass dergleichen Vögel umherstreifen, zu ebener Erde an. Bald wird sein unaufhörlich ausgestossener Lockton die wilden Kameraden herbeirufen. Sie lassen sich aus der Luft nieder; sie hüpfen, wie tanzend von einem Stein zum andern. Einen Augenblick noch zaudern sie, aber schon sind sie so nahe, dass man ihre Farben erkennen, ihre Augen glänzen sehen kann. Sie picken von dem rings um den Lockvogel herum ausgestreuten Futter und wenige Sekunden später klappt das Netz über ihnen zusammen: sie sind gefangen! Anfangs trotzig und wild, bequemen sie sich doch bald, den Canariensamen, den man ihnen vorlegt, als Nahrung anzunehmen. Dieser Fang ist ein Vergnügen, das ich mich wohl rühmen darf, vor anderen Ornithologen voraus gehabt und in vollem Maasse genossen zu haben. Welch eine Lust, so in früher Morgenstunde mit der Fangschnur in der Hand hinter einem Felsblock oder auch, in angemessener Entfernung, ganz frei dazuliegen und durch reichliche Bente seine Mühe belohnt zu sehen!

Man fängt an solchen Orten auch Steinsperlinge, Stieglitze, Hänflinge, Calandrella-Lerchen, spanische Sperlinge und hin und wieder einen kleinen Stösser, der den Lockvögeln zu Leibe will.

Da ich zehn Wüstentrompeter mit nach Deutschland gebracht habe und deren noch mehre besitze, bin ich im Stande, über ihr Verhalten als Stubenvögel Auskunft zu geben. Als wir über die Nordsee fuhren und während eines mehrtägigen Sturmes, bei schon winterlicher Jahreszeit, in grosser Gefahr schwebten, liessen die Moros der Kälte trotzend, fortwährend ihr Lied vernehmen. Nie werde ich es vergessen: wir lagen in unserm vom Seewasser durchnässten Kojen, von oben schlugen die Sturzwellen von Zeit zu Zeit in die Cajüte, seit Nächten war kaum Schlaf in unsre Augen, seit Tagen nichts Warmes über unsre Lippen gekommen. Ich war kaum im Stande, des Morgens aufzustehen; den Vögeln ihr Futter zu reichen und ihren Käfig, der beim Schwanken des Schiffes Gefahr lief, zertrümmert zu werden, aufs Neue zu befestigen. Oben schaute man sich — immer vergeblich — nach dem rettenden rothen Felsen von Helgoland um, der uns heimkehrenden Deutschen den ersten Gruss vom Vaterlande bringt. Die nächste Zukunft lag dunkel genug vor uns. Da hörte ich eine junge und schöne Frau, unsre Reisegefährtin von England her, auch eins der Opfer des traurigen Schleswig-Holsteiner Krieges, mit schwacher Stimme sagen: „So lange die

kleinen Rothschnäbel noch trompeten, habe ich Hoffnung; sind die aber still, — dann wird wohl keine mehr für uns sein!“ So hatte ich sie denn aus ihrer sonnigen Heimath übers Meer mitgebracht, um ein deutsches Herz in Nöthen mit Trost zu erfüllen, noch ehe die Vögel selbst deutschen Boden betraten. Die Gefahr ging vorüber, kurz darauf sahen sie ihn, schneebedeckt, an der Mündung der Elbe.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Moros harte und dauerhafte Vögel sind, die obwohl sie die Wärme, im Norden zur Winterzeit die Nähe des Ofens suchen, doch auch eine ziemlich niedrige Temperatur zu ertragen vermögen. Ich verlor während der Seereise, der andre Vögel so leicht unterliegen, keinen Einzigen von ihnen. Man kann sie in Deutschland recht gut vom April bis Oktober im Freien lassen, nur ist es selbstredend, dass sie gegen wirklichen, scharfen Frost verwahrt werden müssen. Das Naturell dieser Finken ist sanft und friedlich.\*) Sie empfehlen sich durch ihr keekes, graciöses Wesen, durch Zahnheit und grosse Verträglichkeit sowohl unter einander als gegen andre Vögel, vorzüglich aber durch die sonderbaren stark accentuirten Töne, die sie so fleissig hören lassen. Das Trompeten der Männchen ertönt auch im Spätherbst und Winter. Als grosse Freunde der Geselligkeit rufen und antworten die Thierchen einander fortwährend. Am angenehmsten aber werden sie im Zimmer ohne Zweifel dadurch, dass sie bei Licht stets munter und meist noch lebhafter als bei Tage sind. Kaum wird die Lampe angezündet, so begrüßen sie ihren Herrn durch Trompeten, ohne durch Flattern wie so viele Insectenfresser, zu später Stunde lästig zu werden. Sie führen dann die belustigendsten Concerte auf, die man sich denken kann. Bald sind es schöne und helle, aber kurze Trompetenklänge, bald jener langgedehnte dröhnende Ton, der die Hauptnote ihres Gesanges (?) ausmacht. An diesen schliesst sich oft ein Sehnurren oder verschiedentlich modulirte Laute, die das

---

\*) Einer der Meinigen hatte sich durch einem Zufall den Flügelknochen gebrochen. Ich beilte mich, ihn in einem besonderen kleinen Käfig zu sperren: da sass er denn, wohl 14 Tage lang mäuschenstill in einer Ecke am Boden, ohne mehr als die zum Fressen und Saufen unumgänglich nöthigen Bewegungen zu machen. Man konnte ihn fast berühren, ehe er von der Stelle rückte. Dieser fast vernunftähnliche Selbsterhaltungstrieb hatte eine radikale Heilung zur Folge.

Miauen der Katzen nachzuahmen scheinen. Ein andermal beginnen sie mit Tönen, leis und rein, wie ein Silberglöckchen läutet; darauf folgt dann ein damit kontrastirendes fast ammerartiges Geschnarr. Dem quakenden Tone *kä, kä, kä*, den sie am häufigsten wiederholen, antwortet in der Regel ein viel tieferer, saecht und kurz ausgestossener. Diese bald rauh, fast krächzend, bald flötend klingenden, immer aber höchst emphatisch vorgetragenen Sylben drücken durch ihre Variationen jede Aenderung in der Gemüthsstimmung des Vogels aus. Selten hört man ein zwar unzusammenhängendes aber langes Geplauder, wie das kleiner Papageien; sie rufen auch, kakelnd wie Hühnchen, *kekek, kekeek*, drei bis viermal hinter einander. Ein lautes *Schak, Schak* ist der Ausdruck des Erstaunens oder Misstrauens beim Anblick ungewohnter Dinge.

Jagt man sie und will sie ergreifen, so quaken sie ängstlich. Alle diese Töne sind fast ohne Ausnahme so absonderlich sprechend und vollklingend, dass man erstaunt, sie von einem so kleinen Thierchen zu vernehmen. Gewiss wäre seine Stimme durch Erziehung einer ähulichen Vervollkommnung fähig, wie wir sie bei unsrem Dompfaffen bewundern. Am lautesten trompeten die Moromännchen — die Weibchen haben diesen Ton überhaupt nicht — im Frühlinge. Dabei legen sie den Kopf ganz nach hinten über und richten den weit geöffneten Schnabel gerade in die Höhe. Die leiseren Töne werden mit geschlossenem Schnabel hervorgebracht. Ueberhaupt machen die Vögel beim Singen, auch sonst zur Paarungszeit, die komischsten Bewegungen. Sie tanzen förmlich um einander herum und treiben sich scharf, wenn sie in erregter Stimmung sind. Bei der Verfolgung des Weibchens nehmen die Hähnchen nicht selten mit senkrecht emporgerichtetem Körper und weit ausgebreiteten Flügeln die Figur eines Wappenadlers an. Es scheint dann als seien sie im Begriff, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit in die offenen Arme zu schliessen.

Auch in der Volière halten sich die Wüstentrompeter, ihrer Natur gemäss, am liebsten am Boden auf, wo sie auch meist schlafen. Sie lernen jedoch bald, sich auf Sprossen und Stangen zu setzen. Ueber den Erdboden huschen sie mit grosser Schnelligkeit, hüpfend, nicht schreitend, hin. Sie ducken sich viel unter Gegenständen, die sie verbergen können, kriechen aber nie in Höhlungen mit engen Eingänge. An der Sonne strecken sie sich behaglich mit gestäubtem Gefieder aus und bilden zu mehreren beisammen, so die reizendsten

Gruppen. Man sieht sie nicht oft sich baden. Zur Mauserzeit bedürfen sie vorzüglich sorgsamer Pflege, da sie ohne eine solche leicht kränkeln und erliegen. Leider verlieren sie in der Gefangenschaft das prächtige Roth grösstentheils; es verblasst zu einem rosenröthlichen Anfluge an Stirn, Brust und Bürzel, der beim Männchen stärker hervortritt. Immer aber bleiben sie auch so noch, durch nichts mehr als durch den Corallenschnabel, eine stattliche und angenehme Erscheinung.

Man ernährt den Wüstenfink, wie andre Finken, mit Sämereien, in deren Auswahl er nicht ekel ist; doch zieht er die grösseren öligen, z. B. Hanf, den mehllhaltigen, wie Hirse und Spitzsamensamen, vor. Sehr angenehm sind ihm die Kolben von *Panicum italicum*, die grünen Köpfehen des Löwenzahns, aus denen er die Samen geschickt hervorzuholen versteht, halb oder ganz reife Kornähren, die Früchtchen der verschiedenen Amaranthusarten und zarte Blätter von Kohl, Salat, Kreuzkraut oder Miere. Von thierischen Stoffen reizen nur Ameisenpuppen seinen Appetit, lebende Insecten bleiben unberührt. Die Moros sind überhaupt keine Kostverächter und sehr leicht zu erhalten. Ich sah sie in ihrer Heimath mit zerkleinertem Mais vorlieb nehmen. Weiches Futter: in Milch oder Wasser gewechte Semmel, Obst, ja selbst gekochte Kartoffeln, verzehren sie mit besonderen Wohlbehagen. Die passendste Fütterungsmethode für diese Vögel dürfte ein Gemisch von Hirse oder Canariensamen mit ein wenig Hanf und von Zeit zu Zeit daneben etwas Grünes, sein.

Die Moros zeigen viel Neigung sich in der Gefangenschaft fortzupflanzen und wären gewiss mit einiger Sorgfalt und Ausdauer leicht völlig zu domestizieren. Da ist nichts von der entschiedenen Abneigung der meisten tropischen Fringillen, sich in unserem Norden einander geschlechtlich zu nähern. Ebenso wenig ist bei ihnen zu diesem Behufe die Anwendung künstlicher Wärme erforderlich. Die Temperatur unserer Frühlinge genügt ihnen vollkommen. Es müssen die eiskalten, mit glühend heissen Tagen wechselnden Nächte der Sahara sein, die dem Vogel die Empfindlichkeit gegen niedere Wärmegrade genommen und ihn in dem Grade acclimatisirbar gemacht haben. Die Hähnchen sind so erpicht auf den Genuss der Liebe, dass die meinigen schon im ersten Frühjahr nach dem Verlust ihrer Freiheit beständig Strohhalme in den Schnabel nahmen und

damit die Weibchen umtanzten, als wollten sie ihre Bereitwilligkeit zu den Pflichten eines Familienvaters dadurch zu erkennen geben. Hält man sie von ihres Gleichen getrennt, so nahen sie sich auch andern Vögeln freundschaftlich; ja ich habe es im Juli dieses Sommers erlebt, dass ein Githaginea - Wittwer eine Sperlingstaube (*Columba passerina*), also ein mehr als doppelt grösseres Thier als er selbst, zu treten versuchte.

Im April 1858 setzte ich ein Trompeterpärchen in eine zur Volière eingerichtete Kammer, deren vergittertes Fenster der Nachmittagssonne freien Zutritt gestattete, und bald hatte ich die Freude sie alle der Paarung vorangehende Manöver durchmachen zu sehen. Sie trieben sich mit hochaufgerichteter Haube, schnäbelten und fütterten sich aus dem Kropfe, nicht oft zwar, doch dafür um so leidenschaftlicher und stets mit im höchstem Affect gestäubten Scheitelfedern und herabhängenden, wie krampfhaft zuckenden Flügeln. Zum Nisten wählten sie ein hochhängendes Bauerehen von denen, worin die Harzer ihre Canarienvögel bringen, dessen herausgenommene Holzstäbe es vorn weit offen liessen. Sie zogen Stroh jedem andern Baumaterial vor — Heu und Moos verschmähten sie ganz — und nahmen dabei auf einmal so viel Halme in den Schnabel, als dieser zu fassen vermochte. Inwendig legten sie das Nest mit Federn aus. Der Bau; schlicht und einfach, wie er war, ging langsam von Statten und ward obwohl auch das Männchen etwas zu Neste trägt, doch fast ausschliesslich vom Weibchen bewerkstelligt. Nie verweilten Beide längere Zeit zusammen im Neste; kam der Eine hinzu, gleich schlüpfte der Andre hinaus und umgekehrt. Sehr lange Halme, die sie wagrecht trugen, hincinzuschaffen, kostete den bauenden Thierchen oft viel Mühe, da sie dieselben nicht gehörig zu drehen und zu wenden wussten. Am 24. April Morgens fand ich das erste Ei im Neste. Die folgenden Tage ward täglich ein neues hinzugelegt, bis die Zahl von vieren beisammen war. Die Mutter hatte zwar bis dahin nicht festgesessen, würde aber wahrscheinlich — gegen Störung durch andre Vögel gesichert — gebrütet haben, wäre ich nicht entschlossen gewesen, die Hälfte dieses ersten Geleges auf dem Altar der Oologie zu opfern. Die übriggebliebenen zwei Eier legte ich einer mir als vortrefflich brütend bekannten Canariensie unter, die nach 14tägiger Incubation ein Junges ausbrachte, das gar nicht so hässlich, wie junge Singvögel sonst wohl, vielmehr ganz niedlich

aussah. Es war an den nackten Stellen, zu denen vornehmlich der Hals gehörte, fleischfarben, sonst ziemlich dicht mit zartem schneeweissem wohl 4'' langen Flaum bedeckt, der am Oberkopf eine Art abstehenden Häubchens bildete. Der Schnabel war nebst den Mundwinkeln, gelblich. Trotz der guten Pflege, die es von seiner Adoptivmutter genoss, starb es jedoch, kaum eine Woche alt, ohne in dieser Zeit bedeutend gewachsen zu sein; — vielleicht, da es das einzige Junge im Neste war, an den Folgen überreichlicher Atzung.

Bald schritten meine Trompeterchen zur zweiten Brut. Vom 3. bis 5. Mai bauten sie ein neues Nest, in dem sich diesmal keine Federn zur Ausfütterung befanden. Dies ward jedoch bald darauf wieder verlassen und das alte halbzerstörte ausgebessert und aufs Neue bezogen. Am 9. Mai lag wieder ein Ei, das erste von dreien darin, aber schon kränkelte das Weibchen und wollte nun, obwohl ich ihm die Eier liess, nicht brüten, sondern flog, mit gesträubtem Gefieder, ängstlich hin und her, als suchte es nach einem ihm instinctmässig bekannten Heilmittel, das die Gefangenschaft ihm versagte. Ganz still und sichtbar betrübt, sass unterdess der treue Gatte neben dem Neste. Er ward erst unruhig, nachdem sein Weibchen — das letzte mir übrige — am 18. Mai gestorben war und seine Ruhelosigkeit hielt mehre Tage an.

Dies Weibchen, durch welches die bisher unbekanntenen Eier zuerst zur Kenntniss der Oologen gelangten, steht jetzt ausgestopft, im Berliner Museum.

Die Eier von *Pyrhula githaginea* sind für den Vogel ziemlich gross, von Farbe blass meergrünlich oder noch heller, mit zerstreuten rothbraunen Pünctchen und Flecken, die am spitzen Ende sehr einzeln stehen, am stumpfen eine Art Kranz bilden. Dieser zeigt, ausser mehren feinen dünnlinigen Schnörkeln und Zickzacken, auch nicht selten ziemlich grosse hellrothbraune, an den Rändern verwaschene Flecke, die meist in ein geschlängelttes Schwänzchen auslaufen, manchmal aber fast rund sind und in einzelnen Fällen auch über die mehr einfarbige Hälfte des Eies zerstreut stehen.

Als eine eigenthümliche Krankheit, die den Wüstentrompeter, wie andre Vögel der canarischen Inseln, zu befallen pflegt, erwähne ich eine lepröse Verdickung der Oberhaut der Füsse, die mit Hypertrophie der Nagelbildung verbunden ist. Die unförmlichen, weisslichen stets trockenen Auswüchse der Zehen, die man beim ge-

fängenen Vogel mit der Scheere zu verkürzen genöthigt ist, worauf sie indess schnell wieder nachwachsen, bestehen aus honigwabenförmigen Zellen, die schon dem blossen Auge, besser aber noch unter der Loupe, sichtbar sind. Mit der Haut sind diese Excreescenzen innig verwachsen, so dass es unmöglich ist, sie ohne Hülfe eines schneidenden Instruments zu entfernen. Die Vögel können dabei übrigens noch lange am Leben erhalten werden.\*)

*Pyrrhula githaginea* soll neuerdings in Palästina wahrgenommen worden sein. Ihre Grenzen gegen Syrien und Arabien hin sind noch nicht bekannt genug. Hemprich und Ehrenberg waren die Ersten, die sie nach den Gelehrten der französischen Expedition wieder beobachteten. Der junge Brehm fand den Vogel in Egypten nicht unterhalb Beni-Souef; bei Assuan, nahe der nubischen Grenze, sah er, mit Vierthaler, viele Gesellschaften desselben auf den Trümmern der antiken Stadt. In Nubien selbst traf Brehm südlich vom Wendekreis des Krebses noch Rosengimpel in kleinen Flügen. Unter den Vögeln Dongolas, bis wohin der Einfluss des tropischen Klimas reicht, erwähnt er die Species nicht mehr. Er nennt den Vogel „einen stetigen Bewohner Oberegyptens und eines grossen Theils von Nubien.“ Heuglin dehnt seine Fundorte nilabwärts etwas weiter aus, indem er sagt, er werde auch in Mittel-Egypten auf Brachfeldern und Felsen gefunden, brüte im April und sei ihm bei Assuan in den Monaten vom Februar bis Juni, nicht aber im Oktober und November vorgekommen, weshalb er nicht entscheiden könne, ob die Art daselbst Standvogel sei oder nicht.\*\*)

Der Wüstentrompeter wird, ungeachtet seiner Vorzüge, auf den canarischen Inseln kaum jemals als Stubenvogel gehalten, „por ser

---

\*) Steinsperlinge und Hänflinge sind diesem Uebel ebenfalls unterworfen. Ich besitze eine davon ergriffene *Fringilla petronia*, bei der sich während der Rauhe die Haut der kranken Füsse erneuerte und auf diese Weise nur ein geringer Grad des Leidens zurückblieb.

\*\*) Die von Bonaparte bereits mit dem Ausdrücke starken Zweifels citirte Angabe Brandts, *Loria githaginea* sei auch eine Bewohnerin des östlichen Sibiriens, erlauben wir uns aus physikalischen Gründen für apokryph zu halten und unbedingt auf einen der verschiedenen Rosengimpel Asiens, unter welchen die nur nach einem Unicum des Berliner Museums bekannte bucharische *L. obsolata*, Licht, der unsrigen allerdings nahe steht, zu beziehen.

tan comunes“ (weil sie so gemein sind), wie mir ganz neuerdings ein Freund aus Fuertaventura schreibt. Ich glaube indess eher aus Mangel an Liebhaberei, die sich in jenen Gegenden auf einige wenige Singvögel beschränkt. Als Beweis seiner Vortrefflichkeit füge ich noch ein Paar Zeugnisse von Ornithologen über ihn hinzu.

Mein Freund Sabin Berthelot, der vieljährige Kenner und erste gründliche Erforscher der canarischen Ornis, sagt von ihm in einem Briefe, den er vom französischen Consulate zu S. Cruz de Tenerife aus an mich richtete: *Il trompette, il miaule: c'est l'enfant de joie de ma volière!* . . .

Schembri drückt sich über *Pyrrhula githaginea* folgendermaassen aus: „Er lässt sich sehr leicht zähmen, ohne dadurch seine Munterkeit einzubüssen. Seinem Besitzer wird er durch Zutraulicheit lieb und werth. Gern ruft er die Sperlinge, plaudert liebevoll mit ihnen und betrachtet sie aufmerksam. Fliegen sie weg oder entfernen sie sich etwas, so sucht er sie mit seinem charakteristischen, scharf schnarrenden Tone, wie der einer hölzernen Trompete, mit der die Kinder spielen, zurückzulocken. Dies ist der Laut, der ihm bei den Maltesern den Namen Trumbettier verschafft hat. Ausser dieser eigenthümlichen Note, hat er noch andre, obwohl der Fürst von Musignano (C. L. Bonaparte) nur den einen erwähnt, der sich durch die Sylbe geh, die er stark vibrirt und volltönend wiederholt, ausdrücken lässt. Man kann sie durch *più, più* wiedergeben und er repetirt sie 5 — 6 mal in einem Zuge. Dann folgt nochmals der andre Ton: *giù, giù*, den er stolz erklingen lässt und selbst mit seinem charakteristischen Trompeten beantwortet.

Der Prinz Bonaparte geht sogar so weit, dem Vogel, ausser dem Trompetentone, noch ein „sehr harmonisches Gezwitscher“ zuzuschreiben, und sagt an einer andern Stelle von ihm: „Unter seinen Eigenschaften nimmt eine ungewöhnliche Zahmheit und Zutraulicheit den ersten Platz ein. Wenn ein Paar Sperlinge vorüber fliegen oder sich nahe bei seinem Käfig niederlassen, um Futter aufzupicken, so springt er, vor Freude darüber ganz Leben, hin und her und schaut sie unverwandt an. Fliegen sie davon, so versucht er sie durch drei bis viermal wiederholtes Trompeten zurückzuhalten.

Zum Schluss, folgende Synonymie:

*Pyrrhula Payreaudaei*, Audouin. Deser. Egypte. Zool. 1. p. 286. t. 5. fig. 8. (1810?)

*Fringilla githaginea*, Licht. Doubl. p. 24 No. 242 (1822).

*F. thebaica*, Hemprich in sched. Mus. Berlin.

*F. rosea*, Vieill. (?) sec. sched. Mus. Berlin.

*Pyrrhula githaginea*, Temm. Pl. col. 400. f. 1. 2. — Roux. Ornith. provençale.

*Erythrospiza githaginea*, Bonap. Osserv. règne anim. de Cuv. p. 80 No. 3.

*Carpodacus Payreaudaei*, Gray. Gen. Birds No. 8.

*Bucanetes githagineus*, Trompetergimpel. Cab. Mus. Hein. p. 164.

*Serinus githagineus*, Gloger.

*Erythrothorax githagineus*, Papageiengimpel, Chr. L. Brehm.

Rosengimpel, A. Brehm.

Geschrieben zu Berlin am 22. November 1858.

---

No. 32.

## Ueber das Pigment in den Eischalen der Vögel.

Von

Prof. Wilh. Wicke.

Der Königlichen Societat der Wissenschaften zu Göttingen, am 13. October 1858  
durch Herrn Obermedicinalrath Wöhler vorgelegt.

So viel mir bekannt, liegen über diesen Gegenstand bis jetzt noch keine Untersuchungen vor. Man weiß nur, dass das Pigment organischen Ursprungs. Wenn man die Eischalen erhitzt, so werden sie schwarz; vorzugsweise die obere farbige Schicht. Nach dem Auflösen des Kalks in Säuren bleibt eine fein vertheilte Kohle zurück.

Wahrscheinlich lassen sich alle Farbestoffe in den Eiern auf zwei zurückführen, wovon der eine braun, der andere grün. Diese Farben treten mannichfach naneirt auf. Das Grün kann in's Blaue verlaufen; das Braune so hell sein, dass es gelb erscheint u. s. w. Manche Farben sind so unbestimmter Natur, dass man sie als hervorgegangen aus einer Mischung jener beiden Farben ansehen möchte.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Naumannia. Archiv für die Ornithologie, vorzugsweise Europas](#)

Jahr/Year: 1858

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Bolle Carl [Karl] August

Artikel/Article: [Der Wüstentrompeter \(Pyrrhula githaginea\) 369-393](#)